

Mia Österreicher

Schnitzeljagd

Eine autobiografische
Erzählung

Der Zug geht um 15.53 Uhr. Was für ein Glückstag, dass David und ich einmal den früheren Zug erreichen. Normalerweise würden wir um diese Uhrzeit erst auf eine Mitfahrgelegenheit hoffen oder uns mit dem Bus, der jedoch erst in der letzten Minute am Bahnhof ankommt, auf die erste Etappe unseres langen Heimwegs machen. Heute hat uns der junge Martin mitgenommen. Ich war müde vom Tag, den langen Therapien und der neuen Selbsterkenntnis. Ich habe sehr wohl gewusst, dass die Tagesklinik anstrengend werden würde, doch dass die Arbeit mit sich selbst so mühsam sein konnte, das habe ich dann doch nicht erwartet. Dennoch bin ich dankbar, hier in der Klinik sein zu dürfen. In einem Land mit einem guten Sozialstaat geboren worden zu sein. Vielleicht sogar ein kleines Stück dankbar für meine Psychose.

•

Ich erinnere mich daran, dass ich eines Tages partout nicht einschlafen konnte, mich aber fürchterlich müde und erschöpft fühlte. Verzweifelt telefonierte ich mit meiner Mutter und erklärte ihr, dass ich am Ende war. Sie schlug vor, ich solle die Nacht bei ihr verbringen. Mit einem spürbaren Druck im Oberkopf, der sich bis in die rechten Zehen zog, lag ich schließlich auf ihrem Bett. Laut überlegte ich, ob ich denn die Rettung rufen sollte oder wir ins Krankenhaus fahren sollten, aber würde ich mich mit diesen Symptomen nicht lächerlich machen? Meine Mutter redete mich stundenlang in den Schlaf. Mein Denken und Sprechen schienen merklich verlangsamt. Etwa eine Stunde schlief ich dann letztlich wie ein Baby, um am nächsten Morgen wie von der Muse geküsst aufzuwachen: Lang ersehnte Kreati-

vität gepaart mit Tatendrang waren endlich hier! Hatte ich doch so lange auf einen Motivationsschub gewartet, um endlich mit meiner Masterarbeit zu beginnen und für meine Uni-Prüfungen zu lernen - nun war es wohl soweit. „Wusste ich doch, dass ich Dinge schaffen kann“, dachte ich für mich. Verschiedenste kreative Ideen schossen mir in den Kopf wie ein Strom bunter, aufregender Pfeile, gleichzeitig zog ein zufriedenes und aufgeregtes Lächeln über mein Gesicht. Alles wird gut. Ich werde ein erfolgreiches Leben führen. So zuversichtlich war ich schon lange nicht mehr gewesen. Die Depression hatte mich in ein Loch fallen lassen. Es war um Martini 2016 (Anmerkung: Schutzpatronentag des Burgenlandes). Und es schien mir, als würde der Drehbuchautor meiner teilweise verrückten Träume plötzlich in das Bewusstsein treten und das Ruder übernehmen.

•

David erzählt mir von seiner Krankengeschichte und das über fünf Ortschaften hinweg. Er ist niemand, der Erzählungen ausschmückt. Ich höre gespannt zu und kann nicht anders, als Mitleid mit ihm zu empfinden. Zwar heißt es immer, dass niemand Mitleid möchte, doch ich bekomme es gerne. Es bedeutet schließlich, dass sich jemand in meine Situation hineinversetzt hat und mein Leid, das ich nicht abstreiten kann, fühlen kann. Ich bin einerseits neugierig, andererseits tue ich mir schwer, ihm zu folgen. Meine Konzentration ist vermindert. Oft geht sie auch dann, wenn es gerade interessant ist.

Zuhause angekommen erwartet mich Fridolin. Die Leute sagen, er sei ein richtiger Garfield. Ich finde den Vergleich anmaßend, Fridolin ist mein einzigartiges Baby.

Ich vermisse ihn, wenn ich ihn zwei Tage nicht sehe und streicheln kann. Das Besondere an Fridolin ist, dass er sogar Bussis geben kann. Gut, seine Lippen sind quasi nicht vorhanden, doch die Bewegung, die er mit ihnen macht, kommt eindeutig einem Bussi gleich. Zahlreiche Tage und Nächte haben wir gemeinsam verbracht, schlafend oder spielend, er auf meinen Zetteln liegend, während ich versucht habe, zu übersetzen. Wie oft hat er mich doch daran erinnert, was im Leben wichtig ist: Guter Schlaf, ausgezeichnetes Essen und großartige Spielkameraden.

•

Überaus gut gelaunt entschied ich an diesem Tag, meine Großmutter und meinen Onkel zu besuchen, die in unmittelbarer Nähe wohnen. Meine sonst so senile Großmutter war mitgerissen von meiner neuen Spitzenlaune. Auf ihre Fragen gab ich rasche und lustige Antworten, sie lachte wie seit Jahren nicht mehr. So erklärte sie, der „Chef“ würde gerade Tee für sie zubereiten (gemeint war mein Onkel) und ich antwortete auf ganz charmante Weise „Wieso bin ich nicht der Chef?“, woraufhin meine Großmutter angetan in Lachen ausbrach. In demselben Moment, in dem ich die Frage stellte, platzte übrigens die Thermoskanne in der Hand meines Onkels. Als ich ihren Namen bestimmt ausrief - ich nenne sie liebevoll Granny - hob sie sofort den Kopf und war mir ganz Ohr. Eigenartigerweise schien ich plötzlich alle meine Gesprächspartner in meinen Bann zu ziehen.

Granny entschied sich, ein Nachmittagsschläfchen zu halten, und ich beschloss, den Platz am Sofa neben ihr einzunehmen und es ihr nachzutun. Warum war ich müde

und gleichzeitig so voller Tatendrang? Wie passte das zusammen? Ein wenig konnte ich dösen, ehe ich wieder aufgeweckt auf meinem Handy zu surfen begann. Ich ging auf eine Flohmarkt-Seite - vielleicht gab es ja ein paar gute Schnäppchen, für die es sich lohnen würde, Geld fließen zu lassen. Nicht dass ich dieses im Übermaß besaß. Ein Kasten, um Dinge zu verstauen - das war's! Konnte man Kästen nicht immer gebrauchen, so mein Gedanke damals. Meine Suche ergab einen Volltreffer, und zwar einen wunderschönen Nussholzkasten! Doch der Preis wunderte mich: 184, 52 Euro. Wie kam man denn bitteschön auf 52 Cent? Ich klickte auf die Anzeige, um Genaueres zu erfahren. Der Aufgeber der Anzeige verwies auf EU-Rechte, nannte Preise, um dann wiederum zu behaupten, dass er sich kein Geld erwarten würde. Neben inhaltlichen Verwirrungen (waren diese Anzeigen ein Scherz?) war vor allem die Formulierung überaus witzig, sodass ich mich fragte, wer wohl dahinterstecken würde. Es war sofort klar, dass ich antworten würde. Nicht nur wegen meiner neuen Stimmungslage, Neugierde zählt zu meinen größten – wie ich sagen würde – Schwächen.

•

Diese Woche ist sogenannte Feedbackwoche in der Tagesklinik. Jeder von uns Patienten bekommt jeweils ein Feedback von den Therapeuten und von den Mitpatienten und steht für 30 min komplett im Mittelpunkt. Als ich an der Reihe bin und einige Fragen der Therapeuten beantworte, wird mir klar, dass ich nicht mehr weiß, wer ich vor der Psychose eigentlich war. Natürlich ist das im Grunde genommen eine philosophische Frage und man kann lange

darüber diskutieren, ob man denn je überhaupt wissen kann, wer man ist. Dennoch finde ich diese Erkenntnis, in dem Moment als ich sie ausspreche, sehr erschreckend. Mit Sicherheit war ich anders als jetzt in der Depression. Mir kommt es generell so vor, als sei ich durch die Psychose oder durch die anschließende Depression um Jahre gealtert. Zwar sind die Falten nicht mehr geworden und waren vereinzelte graue Haare bestimmt auch schon vorher vorhanden, doch es fühlt sich an, als hätte ich in der Manie mindestens ein Jahrzehnt verpulvert. Doch erwachsen bin ich trotzdem nicht geworden, mein Inneres hält an der Zeit vor der Psychose fest, sehnt sich zurück nach den gesunden Zwanzigern vor dem Wahnsinn.

•

Am selben Tag betrat ich die Küche, und, obwohl es mir nicht danach war, setzte ich mich an den Tisch, wo ich zu schreiben begann. Zunächst versuchte ich, meine vielen kreativen Ideen zu ordnen, und listete Titel, die von mir erzählte Geschichten tragen könnten, auf. Ich würde von meinem Leben berichten, den verrückten Dingen, die mir bislang widerfahren waren, schienen sie doch alle in Zusammenhang zu stehen. Nicht zufällig wohnte meine beste Freundin in dem Bezirk, in dem ich mich nach einem neuen Handy umsehen würde, und nicht zufällig wohnte in ihrem Gebäude auch ein bekannter österreichischer Schauspieler, so mein Gedankengang. Würde er bald meine Texte lesen? Letztendlich gelang es mir, einen Text zu verfassen. Es fiel mir auf einmal leicht, in Reimen zu schreiben. Ich nannte mich Mia Miaou und wollte Mias Gedanken in Blogtexten schildern. Vielleicht würde eine Boulevard-

zeitung - immerhin, so dachte ich in meinem anfangenden Größenwahn, muss man klein anfangen - meine Blogtexte kaufen und veröffentlichen. Mein Vater betrat die Küche und ich fragte ihn sogleich, ob ich ihm einen Text präsentieren dürfte. Er bejahte und ich begann, meinen Text laut vorzulesen. Die Erzählung schien ihm gut zu gefallen und ich war zufrieden. Gänzlich unzufrieden war ich jedoch mit meinem neuen Notebook. War ich doch schon immer überaus misstrauisch gewesen, nun, wo ich doch so viele tolle Ideen hatte, die alle gut aufbewahrt - wenn nicht sogar zunächst versteckt - werden mussten, war ich umso besorgter, was meinen Datenschutz betraf.

•

Ich war immer schon ein vorsichtiger Mensch gewesen. Menschliche Beziehungen waren und sind meinerseits von Misstrauen geprägt. Als ich frei von jeglicher Manie, da voll von antipsychotischem Depot, mit meinem Freund Maximilian das Haus der Musik besuche und vor Mozarts Briefen stehe, kann ich nicht anders, als mir vorzustellen, dass auch meine WhatsApp- und Handynachrichten sowie E-Mails eines Tages in einer Ausstellung landen könnten. Nun gut, wer sollte sich bei all der Masse an Konversationen, die für immer im Internet gespeichert sind, speziell für meine interessieren? Vielleicht meine Nachkommen? Würden sie meine intimen Details in zwanzig Jahren einfach googlen können, so wie Maximilian und ich Mozarts private und durchaus spannende Gedanken und intimen Sachverhalte mit großen Augen aufnehmen?

•

Höchste Zeit, sich in die Stadt zu begeben, um sich mit

anderen auszutauschen und für Blogstoff zu sorgen. „Wer weiß, was der Abend noch bringt“, dachte ich, und hüpfte unter die Dusche. Frisch geduscht und eingekleidet stieg ich ins Auto und begab mich voller Vorfreude auf meine Freunde und auf mein zukünftiges Leben nach Wien. Ich hatte mich spontan mit Hannah und ihrem IT-versierten Freund Sebastian verabredet. Vielleicht konnte Sebastian mir ja bei meinem PC-Problem helfen. Inzwischen war ich auch mit dem Aufgeber der Flohmarktartikel-Anzeige in - vor allem meinerseits - regem Kontakt. Schnelle Willhaben-Nachrichten sind verheerend, meine Reaktionen auf seine Anzeige waren mindestens genauso wahnwitzig wie der Text in der Anzeige selbst. Inzwischen kannte ich auch den Wohnort und die Kürzel der Person, die die Anzeige aufgegeben hatte, und als wäre es vollkommen dem Gesetz der Logik entsprechend, dachte ich bald, es müsse sich um meinen ehemaligen Literaturprofessor handeln.

Mit einer Pizza und einem Tiramisu in der einen und meiner Elektrokiste in der anderen Hand stand ich euphorisch vor Hannahs und Sebastians Apartment, als würde ich gleich den roten Teppich betreten. Hannah war noch nicht da, sie kam erst später von der Arbeit. Sebastian schien überrascht, dass ich mein PC-Problem nicht genau darlegen konnte. Ich wollte Datenschutz, soweit es ging, wollte mich bedeckt halten. Ohne es zu ahnen, begann ich hier ein Versteckspiel. Als Hannah hinzukam und wir uns alle drei unterhielten, stieg die Stimmung. Ich sprach in Witzeleien und Wortspielen, hatte Rededrang. Hannah meinte im Nachhinein, dass sie das Gefühl hatten, ich wollte eigentlich nur Gesellschaft. Das braune, abgerundete Cover

von Hannahs I-Pad erinnerte mich an ein altes Schneidebrett. Überall regnete es Assoziationen. Ich erzählte viel von meiner Granny, sodass ich Hannah bald an sie erinnerte, obwohl die beiden einander gar nicht kannten. Schon bald hatte ich das Gefühl, Hannah würde mich mit ihrem I-Pad, das sie aufrecht hielt, filmen. Enttäuscht musste ich feststellen, dass dies nicht der Fall war - ewig schade um die vielen unwiederholbaren gelungenen Witze. Wir lachten Tränen, aßen Pizza, redeten über alles Mögliche. Ich lachte darüber, dass ich mich von ihren Dekohasen belauscht zu fühlen schien, doch auch diese waren harmlos. Auch Hannah und Sebastian hatte ich in meinen Bann gezogen, trotz meines beginnenden Verfolgungswahns.

•

Momentan ist mir dauerschwindelig, weil ich ein Antidepressivum ausschleiche, um auf ein neues Medikament umzusteigen. Die Gefahr bei dem jetzigen sei, dass ich wieder psychotisch werden könnte, obwohl ich eigentlich auch eine monatliche antipsychotische Spritze erhalte. Doppelt hält besser, dachte ich und habe eingewilligt, das neue Medikament zu nehmen. Innerhalb von ein paar Tagen habe ich also die Dosis meines Antidepressivums nach Absprache mit den Ärzten der Tagesklinik um die Hälfte verringert, was zu Absetzphänomenen wie beispielsweise Schwindel oder Übelkeit führen kann. Neben diesen Symptomen kommen mir meine Augen meist halb geschlossen vor. Trotz des Dauerschwindels, der Müdigkeit und der Kopfschmerzen sind diese Absetzphänomene tausend Mal besser als die Zeit, in der ich das Temesta absetzte. Wie oft kann man ein Temesta eigentlich

teilen? Zittern, Unruhe, Angstzustände und Muskel- sowie Kopfschmerzen standen damals über Wochen hinweg an der Tagesordnung. Ich habe das Temesta lange Zeit gebraucht, um überhaupt einschlafen zu können, und ich muss zugeben, es ist wirklich toll. Schon 1mg hat mir entspannte Stunden und eine beachtliche Portion Mut verschafft. Ich weiß nicht, wie ich das vergangene Jahr ohne Temesta überstanden hätte, so sehr ich es während des Ausschleichens auch verflucht habe. Schlaf ist eben ein universelles Heilmittel, auch wenn medikamentös induziert.

•

Sebastian versicherte mir, dass mein PC über gute Sicherheitseinstellungen verfügte. Also packte ich meine Elektrokiste und das übrige Tiramisu und machte mich auf den Weg zur Straßenbahn, wo ich die nächste Begegnung machen sollte. Ein Mann mittleren Alters sprach mich an, erzählte mir von seinem Leben, wobei ich interessiert nachfragte. Ich schien wie ein Magnet für die Menschen und deren Aufmerksamkeit. Ein Blick meinerseits genügte, ein paar vehemente Worte und man war mir komplett zugewandt. Was war mit meiner Ausstrahlung geschehen? Ich wusste es nicht, aber es gefiel mir. Der Mann schien es für keine Zufallsbegegnung zu halten und fragte mich nach meiner Telefonnummer. Ich sagte, ich hätte einen Freund, was damals nicht der Wahrheit entsprach. Er wirkte etwas enttäuscht, verabschiedete sich aber freundlich und herzlich.

Etwas später bemerkte ich, dass mir übel war. Wann und in welcher Dosis hatte ich eigentlich meine Antidepressiva zuletzt genommen? Ich übergab mich heimlich in den Mülleimer der U-Bahn, nahm die U-Bahn zurück zum

Auto und wusste, dass der Tag noch lange nicht gelaufen war. Wann hatte ich überhaupt Ricarda das letzte Mal gesehen? Flott tippte ich ihr eine Kurzmitteilung, um zu fragen, wo sie war, und ob sie noch Lust hätte auszugehen.

Ricarda freute sich über meine Sms und schrieb mir, sie sei mit ihrem Bekannten Felix und dessen Freund im Donau. Das Donau zählt nicht gerade zu meinen Lieblingslokalen, doch weil ich zu dieser Zeit für alles zu begeistern war, beschloss ich hinzufahren. Als ich mein Auto im zweiten Bezirk startete und die Gasse verlassen wollte, bemerkte ich ein dunkelhäutiges Mädchen am Straßenrand. Vor mir war ein großer, schwarzer Kastenwagen mit einem Fahrer, der eine Mütze trug. Der Mann sprach mit dem Mädchen und fuhr dann vorwärts. Wie aus einem Reflex öffnete ich das Fenster und fragte das Mädchen, ob es okay sei. Es nickte und sah ängstlich zu dem schwarzen Auto nach vor. Da wurde der Fahrer auf mich aufmerksam. Angst stieg in mir hoch. Ich versuchte, mir sein Nummernschild einzuprägen, und fuhr dann weiter, tat aber noch so, als würde ich die Straßennamen ablesen, als würde ich meinen Weg nicht kennen und als wäre ich daher verwirrt. Nachdem ich rechts abgebogen war, bog der Kastenwagen schließlich links ab. Ich holte mein Handy hervor und rief 133, um das Nummernschild durchzugeben: „Ich würde gerne einen Zuhälter melden, sein Kennzeichen lautet ...“

Soweit ich mich erinnern kann, fragte der Polizist an der anderen Leitung, was ich beobachtet hätte, bedankte sich und legte auf.

•

Ich blicke aus dem Fenster und vernehme - anders als in

Wirklichkeit - auf einer Anhöhe eine Straße, dort stehen zwei riesige, weiße Möbelemente mit vielen Fächern und Schubladen. Ein wenig später bin ich mit meiner Mutter unterwegs, und wir entdecken vor einem Haus einige weitere Möbelstücke, fein säuberlich nebeneinander arrangiert, sodass die Form eines Quadrats entstanden ist. Eine große Gittertruhe aus Messing fällt mir ins Auge, meine Mutter meint, es seien ein paar schöne Stücke dabei, ich sage, dass mir die Truhe gefällt, ob wir sie denn nicht mitnehmen sollen. Da sieht mich meine Mutter an und meint: „Merke dir gut mein Kind, man muss gut ausverhandeln. Wichtig ist es immer, zu fragen. Das ist das Um und Auf.“ Ich habe die etwas eigenartige Lektion meiner Mutter scheinbar verstanden und antworte: „Wird denn erwartet, dass man für die Stücke bezahlt?“ Ich war davon ausgegangen, dass jemand sie vors Haus gestellt hatte, damit sie ein anderer einfach mitnehmen kann. Meine Mutter und ich schlendern um die wohl antiken Stücke, da bemerke ich eine Keller-
treppe, auf der volle Plastikmüllbeutel deponiert sind, und ehe ich es mich versehe, falle ich die Treppen hinunter, bleibe aber wie durch ein Wunder unverletzt. Meine Mutter schaut mir besorgt zu, bis sie belustigt zu schmunzeln beginnt. Ein Mann betritt schließlich die Szene und ich gebe ihm mit meinem Hüftschwung in meiner figurbetonten schwarzen Sporthose (ich bin plötzlich rank und schlank) meine Hand und sage „Grüß Gott, ich bin Mia Österreicher, sehr angenehm.“ Der Mann, der weiße Haare hat, eine schwarze Brille mit dickem Rand und einen feinen Pullover trägt, sagt, es sei ihm auch sehr angenehm. „Ein interessantes Geschäft haben Sie hier“, sage ich, und der Mann

beginnt, ein wenig zu erzählen. Ich möchte auch etwas erzählen, doch er unterbricht mich und es wird deutlich, dass er kein sozialer Mensch ist. Da kommt eine Frau hinzu, die ich zuerst um die vierzig, dann aber doch wesentlich jünger schätze. Der Mann ist am Telefon, die Frau spricht mit ihm, und meine Mutter erzürnt. Ich frage sie, was los ist, und sie gibt mir folgende Erklärung: Der Mann sei gerade am Telefon mit seiner schwangeren Frau, da gebe es keinen Grund für das junge Ding, sich einzumischen, wo doch deutlich geworden sei, dass die beiden eine Affäre miteinander haben, so meine Mutter. Ich sage – eher zu dem Mann als zu meiner Mutter – „Wir sind hier um Geschäfte zu machen, und das, was der Herr aufführt, interessiert uns nicht. Obwohl es zugegebenermaßen unter aller Sau ist, wie viele das ausdrücken würden.“ Wieder beginne ich zu erzählen, diesmal unterbricht mich der Mann nicht: „Ich habe im letzten Jahr eine schwierige Phase durchgemacht, und zwar eine Psychose. Wissen Sie, was das ist?“ Der Mann deutet ein Nein an, sieht peinlich berührt zu Boden, und ich erzähle dennoch weiter: „Ich hatte eine Psychose mit Realitätsverlust. In einer Psychose, wissen Sie, erlebt man Dinge als im Zusammenhang stehend und sieht überall Zeichen, die an einen persönlich adressiert sind. Vor einiger Zeit schon habe ich von der Sandgasse aus Ihre beiden weißen Schubladenelemente gesehen und fühlte mich angesprochen. Sehr geschickt haben Sie diese arrangiert. Ich fragte mich sofort, ob die beiden wirklich vom Schicksal gesendet worden seien - oder ich dies nur glaubte, weil ich meine antipsychotischen Tabletten vergessen hatte einzunehmen (welch ein Schock!) - weil ich doch schöne Möbelstücke sammle.“ Da entdeckte

ich, wie die Frau den Mann wegzerrt, und einen kleinen Moment später kann man plötzlich hinter verschlossener Türe sein Stöhnen hören. Auch ich bin nun erzürnt und drehe an einem seiner Kunstwerke, bis ein Teil abfällt, ich kann ihn aber wieder hineinstecken. Doch die Frau hat mich ertappt. Wider mein Erwarten lächelt sie, und mir wird klar, dass sie es nicht ernst mit dem Mann meint. Inzwischen ist auch mein Vater hinzugekommen und nimmt nun unsicher an einem Tisch Platz. Der ungute alte Mann bemerkt die Unsicherheit und das Unwohlsein meines depressiven Vaters und, wie schon früher so oft, als seine Schüler schlecht über ihn redeten, nehme ich schon im Vorhinein sofort eine Verteidigungsposition ein und ich sage zu dem Mann: „Wenn jemand meinem Vater weh tut, dann tut er mir weh und er ist damit mein Feind, haben Sie das verstanden?“ Die junge Frau nimmt mich an der Hand, sie hat wohl Gefallen an mir gefunden (ist sie in Wirklichkeit an Frauen interessiert und nur des Geldes wegen mit dem Mann zusammen?) und ich entdecke das teure Wohnmobil des Mannes, in das der Mann und die Frau nun einsteigen und worin sie zu tanzen beginnen. Mein Vater und meine Mutter haben sich inzwischen auf den Weg gemacht, die ungute Art war ihnen zu viel geworden, sie schienen den Kopf einzuziehen und abzuziehen. Ich überlege, wie ich der Dame klar machen kann, dass ich nicht zu ihr und dem Mann miteinsteigen werde. Doch das bleibt mir erspart, denn da wache ich auf und werde mir meiner Angst vor einer weiteren Psychose letztendlich sehr bewusst.

•

Als ich mein Auto im siebten Bezirk abstellte, fuhr ich gegen

die Einbahn, glücklicherweise geschah nichts. Ich spazierte zum Donau nach vor und sah schon bald Ricarda und ihren Bekannten, Felix, auf den ich das erste Mal traf. Er schien nett zu sein und nur Augen für Ricarda zu haben, die ihn aber dezidiert als Bekannten bezeichnet hatte. Auch sein Freund war freundlich, wenn auch sehr jung. Ich schätzte Felix und seinen Kumpanen auf nicht älter als 24.

Bald kam ich mit einem jungen Mann ins Gespräch, dem ich aufgeregt und hochmütig von dem großen Zufall, auf meinen ehemaligen Professor über Willhaben gestoßen zu sein, erzählte. Innerhalb weniger Minuten hatte ich ihn von meiner beginnenden Karriere überzeugt: Der Literaturprofessor hatte des Öfteren Autoren eingeladen gehabt, mit Sicherheit wusste er, wie und wo ich meine Texte vermarkten konnte. Nun mussten Ricarda und ich unsere Geschichten lediglich zu Papier bringen, doch nichts schien mir in dem Augenblick unmöglich.

Zunehmend enthemmt zog ich mich auf der Damentoilette und teilweise im Warteraum der Toilette um. Für meinen schwarzen Schal bekam ich Komplimente von einem Mädchen, selbstbewusst antwortete ich, dass ich ihn beim Diskounter um nur 8 Euro erstanden hätte. Unser kurzer Dialog feuerte mich an, so wie die Neuronen in meinem Gehirn zunehmend feuerten. Doch noch war alles im Rahmen.

So gut war es mir noch nie gegangen, lief doch alles wie am Schnürchen. Die Masterarbeit hatte ich gedanklich bereits so gut wie in der Tasche, zudem war mir eine Karriere sicher. Ohne es zu merken, begann ich meine Energien in allen möglichen Situationen zu verschwenden. Zwei Männer waren auf die Damentoilette gekommen, um ihr Glück zu versuchen,

und ich machte es mir zur Aufgabe, die beiden zurechtzuweisen. Mit einem Grinsen im Gesicht verschwanden sie schließlich, bis einer der beiden an der Bar wiederauftauchte, um mir an den Po zu fassen. Sofort ging ich zum Kellner, jedoch nur um mir ein neues Getränk zu bestellen. Doch mein Trick hatte funktioniert: Hektisch hatte sich der Mann aus dem Staub gemacht.

•

Die Tagesklinik ist zu Ende und mein Zustand hat sich kaum verändert. Acht Wochen Gruppentherapie, Einzeltherapie, Kunsttherapie, kreatives Arbeiten, Theaterspielen, Bewegung und Meditation haben zwar gutgetan und das neue Medikament scheint etwas besser zu wirken, dennoch fühle ich mich sehr kraftlos. Früher konnte ich acht Stunden am Stück durchputzen, nun schaffe ich gerade eine Stunde. Meine Stimmung jedoch hat sich ein wenig gebessert: Ich fühle mich weniger wertlos.

In meinem Stockwerk ist Chaos ausgebrochen. Ich habe es ungefähr ein halbes Jahr nach der Psychose, als es mir ein klein wenig besser ging, geschafft, den Dachboden aufzuräumen, dabei habe ich einige restliche Gegenstände in mein Schlafzimmer geräumt, welche nun kreuz und quer im Raum stehen wie Wachsfiguren. Erst nach Ende der Tagesklinik schaffe ich es nun, diese Stücke nach und nach zu sortieren und zu verstauen. Vielleicht würde ich durch das Aufräumen des äußerlichen Chaos auch das Chaos in meinem Inneren schlichten können, so meine Hoffnung. Doch auch nachdem ich das Durcheinander in Ordnung gebracht habe, steht meine Welt auf dem Kopf. Ich habe ein normales, ordentliches Schlafzimmer geschaffen, doch mein Leben ist

ganz und gar nicht mehr der Norm entsprechend. Besonders wütend macht mich der plötzlich einschließende Gedanke, dass mich all diese Gegenstände überleben würden! Selbst die billige Kommode würde in 100 Jahren noch ihre Dienste leisten können, mich hingegen würde es in 100 Jahren mit Sicherheit nicht mehr geben. Der Tod ist unumgänglich – macht er das Leben und den Moment vielleicht umso wertvoller und besonderer? Weil wir sonst alles aufschieben würden? Uns jede Sekunde damit nichtig vorkommen würde?

•

Ricarda, Felix, dessen Freund und ich gingen schließlich weiter zur Babenberger Passage, wo sich Felix und dessen Freund verabschiedeten, da sie keinen Eintritt bezahlen wollten. Doch das wollten wir auch nicht. Also malten wir den Eintritts-Stempel, den wir uns bei einem Burschen abschauten, mit einem Kugelschreiber nach, verwischten unser Gekritzeln und gingen unser Werk präsentierend an den Securities vorbei. Problemlos gelangten wir in die Passage und warfen uns in die Menge. Die Musik dröhnte, wir tanzten und lächelten um die Wette. Plötzlich kam es im Club zu einer Schlägerei, die von den Securities unbemerkt blieb, bis ich sie informierte und auf das Gerangel deutete.

Zunehmend hemmungslos schrieb ich Julian, einem jungen Fußballer, der die Firma seiner Eltern übernehmen würde und den ich ungefähr ein Jahr zuvor gedatet hatte, eine Kurzmitteilung, um zu fragen, was er von einem spontanen Treffen hielt, und eine Stunde später wurde ich auch schon von ihm vor Ort abgeholt. Als ich die Ringstraße überquerte, um zu Julians weißen BMW zu stolzieren,

bemerkte ich, dass ein Mädchen bei der Schlägerei verletzt worden war – sie saß am Boden und hielt ihr Bein - und ich gab ihr eine Schmerztablette, wobei ich großspurig für mich dachte, dass ich unabdingbare Erste Hilfe leisten würde. Selbstbewusst begrüßte ich Julian und erzählte ihm begeistert von meinen neuen Plänen – ich hatte die Idee, Texte zu vermarkten, ein Stück weiter ausgesponnen und sprach nun bereits von einem Buch. Auch er nahm mich ernst und äußerte den Wunsch, in meinem Buch Franz Ferdinand heißen zu dürfen, was mir nicht gefiel, und ich drückte ihm einen anderen Namen auf, an den ich mich nicht erinnern kann. Julian legte seine Hand auf mein Bein und wir fuhren zu seiner Gemeindebauwohnung. Dort angekommen entledigte ich mich recht schnell meiner Kleider und stöhnte schon bald um ein Vielfaches lauter als gewöhnlich, wobei es mir sehr wichtig war, dass Julian so wie ich sein Handy ausschaltete, sodass wir sicher nicht belauscht würden, ich wurde zunehmend argwöhnisch.

•

Ein paar Tage psychotischen Zustandes und plötzlich ist die Kluft zwischen mir und den anderen für immer riesig. Der Abgrund, der sich aufgetan hat, liegt jetzt wie eine unendliche Weite zwischen mir und den meisten anderen. Man befürchtet vieles im Leben, man malt sich aus, wie es wäre, an einem Autounfall beteiligt zu sein, wie es denn wäre, wenn man an Krebs erkranken würde. Doch mit einer Psychose rechnet man nicht. Bei demjenigen, der schon einmal an einer Psychose erkrankt ist, ist die Wahrscheinlichkeit größer, nochmal eine zu erleiden. Auch diese Tatsache unterscheidet mich ein zusätzliches Stück weit

von den „Normalen“. Ich hatte nicht nur eine Psychose, sie könnte auch jederzeit wiederkommen.

Einen Monat lang bin ich zuhause, ehe ich die ambulante Tagesstruktur, ein neues Therapieprogramm, beginne. Es ist eine Einrichtung für psychische Kranke, in der man malt, strickt, häkelt, töpft und bastelt. Es werden auch Zigaretten hergestellt, Puzzles gelegt, ein Garten wird in Stand gehalten und manchmal macht man gemeinsam Ausflüge. Pferdetherapie und eine Kunstreise gibt es weiters im Angebot. Hier fühle ich mich zugehörig. Wir, die Gruppe der psychisch Erkrankten - unsere Erkrankung sieht man uns nicht unmittelbar an, doch sie nimmt viel Raum ein, hält uns vom Arbeiten ab, beschäftigt unsere Verwandten und die uns Nahestehenden.

•

Nach hemmungslosen 15 Minuten war die Nummer auch schon wieder vorüber und Julian wollte schlafen, doch ich war keineswegs müde, sondern plapperte alle paar Minuten munter weiter. „Du kommst in deinem Leben nicht zur Ruhe!“, sagte er schließlich und ich wusste, dass ich ihn nun lassen musste. Es fiel mir schwer, doch irgendwann schlief auch ich.

Am nächsten Morgen ging ich zur U-Bahn, fand den Weg nicht sofort, fragte ein junges Paar, bedankte mich für die Information, erreichte den Zug gerade noch. Hast sollte mich ein paar Tage lang begleiten. Ein Mann bemühte sich die U-Bahn ebenfalls gerade noch zu erreichen, ich spornte ihn mit meinen Blicken an, es half, er lächelte und stieg mit mir gemeinsam in letzter Sekunde ein. Bei jeder sich auftuenden Möglichkeit trat ich mit anderen in

Kontakt. Ich nahm die U-Bahn in den zweiten Bezirk, hatte vergessen, dass ich mein Auto nicht mehr dort, sondern im siebenten Bezirk beim Donau geparkt hatte. In Leopoldstadt angekommen fühlte ich mich unwohl, weil ich den Zuhälter in der Nähe vermutete. Ich beschloss, sicherheitshalber auf der Stelle ein Taxi zum Auto zu nehmen. Der Taxifahrer war sehr freundlich und brachte mich sicher zu meinem Auto, doch mir wurde plötzlich wieder übel und ich übergab mich erneut heimlich in einen Mülleimer neben meinem Auto. Wann hatte ich nochmal meine Tabletten das letzte Mal genommen? Ich wusste es bei Gott nicht, jegliches Zeitgefühl war dahin. Auf jeden Fall war ich entweder damit in Verzug geraten oder hatte zu oft zu viel davon eingenommen, das war sicher.

•

Mir ist klar, dass Perfektionismus eine Illusion ist. Nichts und niemand ist perfekt. Selbst die schönste Blumenwiese trägt bei genauerem Hinsehen beschädigte Blätter und Blüten. Dennoch macht sich bei mir meist der Irrglaube breit, ich müsste alles perfekt machen. Sobald ich ein Wort mit der Hand niederschreibe, überprüft mein Inneres, ob die Schrift gerade, gleichmäßig, schön und fehlerfrei ist. In der Kunsttherapie der Tagesklinik habe ich einmal versucht, absichtlich dem entgegengesetzt zu malen: Fehler waren erlaubt, das Ziel war nicht, etwas Schönes zu erschaffen, sondern einfach drauflos zu malen. Stupider goldener Schnitt und ästhetisches Empfinden! Und das Bild wurde wunderschön: Ich malte groß mit natürlich geschwungenen Strichen, die Proportionen stimmten, ohne dass ich mir darüber Gedanken gemacht hatte. Ich beneide Menschen,

die nicht perfektionistisch sind, um alles in der Welt. Gerne hätte ich eine sichere, selbstbewusste Handschrift, ich würde dann einfach mit dem Flow gehen, die Dinge generell freudig und unbelastet angehen, ohne hoher Ansprüche und ständiges Überprüfen.

•

Mit dem Auto fuhr ich in den zehnten Bezirk, in dem meine Freundin wohnte. Vielleicht war sie schon wieder aus Niederösterreich zurück und hatte demnächst Zeit, sich zu treffen. Ich bemerkte, dass ich mich nur schlecht konzentrieren konnte, und mir war noch immer schlecht, also stellte ich das Auto schon früher an einem mir unbekanntem Ort im 11. Bezirk ab und nahm den nächsten Bus weiter Richtung Alfred-Adler-Straße. Mit zwei jungen Südländerinnen, von denen die eine einen schwarzen Rock, beide aber knallig roten Lippenstift trugen, und mit einem Mazedonier kam ich ins Gespräch. Als ich nahe der Wohnung meiner Freundin aus dem Bus ausstieg, verabschiedete ich mich überschwänglich von meinen neuen Bekanntschaften und marschierte direkt in das vor mir liegende Hotel Schani, ich hielt es für ein Zeichen, dass der Bus genau davor hielt. Dass mich ein Hotelaufenthalt etwas kosten würde, war mir vollkommen egal – was war schon Geld?

Die Dame an der Rezeption war gleichzeitig die Besitzerin, wie ich durch ein paar Fragen herausgefunden hatte. Freundlich erklärte sie mir das Geschäftskonzept, ich sagte, dass ich dieses toll fände, hatte aber schon bald das Gefühl, ihr lästig zu werden, also ging ich flott auf mein Zimmer und nahm zunächst eine gründliche Dusche, um dann nackt und glücklich ins Bett zu fallen. Alles lief mühelos, meine

Karriere war am Aufblühen, schöne Zeiten stünden mir bevor. Wäre da nicht der Mann am Gang, der lautstark auf Pidgin-Englisch telefonierte. Ich wollte Ruhe, endlich ausschlafen. Rasch bildete ich mir ein, er würde unter anderem meinen und den Namen meiner Freundin und ihres Freundes sagen.

•

Immer wieder fallen mir vergangene Eindrücke aus meiner Jugend und sogar aus meiner Kindheit ein. Ist dies das zunehmende Alter? Je älter man wird, desto eher erinnert man sich an seine Jugend, man beginnt, die jungen Jahre zu verherrlichen, habe ich im Psychologiestudium gelernt. Ob mir deshalb nur positive Erinnerungen einfallen? Ich sehe mich als Kind am Spielplatz gegenüber vom Haus meiner Oma in der Sandkiste spielen, sehe mich als Jugendliche auf der Mariahilfer Straße shoppen, sehe mich auf der Bank mit meiner Freundin sitzen, während wir auf ihren Zug warten. Ich hatte eine unbeschwerte Kindheit und Jugend. Das einzig Traumatische waren die Depressionen meines Vaters. Seine Krankheit, die auch meine werden sollte, – man könnte sagen, ich habe eine Disposition zur Depression von der väterlichen Seite mitbekommen - brachte mich dazu, mich selbst zurückzunehmen. Ich wollte eine stabile Stütze für ihn sein, ihn beschützen, so gut es ging, und dazu müsste ich stark sein. Ohne es bewusst zu wissen, war mir als Kind wohl irgendwie doch klar, dass sein Zustand in Zeiten seiner Depressionen labil war. Eine deutliche Erinnerung, an die ich schon lange nicht mehr gedacht habe, ist diejenige, als ich mich im Alter von etwa acht Jahren vor sein Auto stellte, weil ich wusste oder spürte, er würde in den Tod fahren. Er

war verzweifelt, weinte und wollte uns nicht sagen, wohin er fuhr. Und tatsächlich fand ich ein paar Jahre später den einen oder anderen Abschiedsbrief in einer Papierschachtel im Keller, worin er sich entschuldigte, dass er nicht mehr konnte und uns im Stich lassen würde.

•

Ich telefonierte mit meiner Freundin Sophia, die gleich neben dem Hotel Schani wohnt, jedoch noch in Niederösterreich zu Besuch bei ihrer Familie war. Sie spielte gerade mit ihrem Neffen Lukas, fragte mich ein paar Mal, ob ich betrunken sei, ich antwortete, ich hätte nur ein paar wenige Getränke gehabt, und meinte, wir könnten doch den Schauspieler, der in ihrem Gebäudekomplex wohnt, fragen, ob er mit uns zusammenarbeiten wollte.

Dass ich mir einbildete, der junge Mann vor der Hotelzimmertüre würde uns kennen, verunsicherte meine Freundin dann doch sehr. Zuerst bezweifelte sie den Sachverhalt, doch ich konnte sie immer mehr davon überzeugen. Warum hatte ich plötzlich solche Überzeugungskraft? Ich erzählte ihr von dem Treffen mit Julian und davon, später vielleicht noch mit Ricarda spazieren gehen zu wollen. Ich sagte einige Sprüche, die eigentlich typisch für andere waren, etwas, das mich noch länger begleiten sollte. Nach dem Telefonat machte ich den Fernseher an, schaute ein wenig TV, drehte den Apparat wieder ab und schlief etwa zwei, drei Stunden.

Hellwach zog ich mich nach ein paar Stunden wieder an und fragte Ricarda, ob sie nun Lust auf ein Treffen hätte. Als ich das Hotel wieder verließ – mir war nicht ganz klar, dass ich nur ein paar Stunden dort verbracht hatte -und

auscheckte, bat ich speziell darum, meine Daten nicht weiterzugeben. „Du weißt, die Wahlen und so“, sagte ich zu dem jungen Mann am Schalter. Bei diesem Satz blitzten seine Augen auf, wohl aus Mitleid über meinen Verfolgungswahn. Die Wahlen in den USA beirrten mich zunehmend – würde Trump wirklich gewinnen und was würde das bedeuten? Würde ich ihm als angehende Literatin ein Dorn im Auge sein?

•

Inzwischen bin ich die zweite Woche in der ambulanten Tagesstruktur und meine Erinnerungen an die Psychose schwinden zunehmend. Ich möchte mich an alle Geschehnisse minutiös erinnern, um die Scham, die während der Psychose mehr und mehr verschwand, nachher aber dafür umso mehr wiederaufkam und mich regelrecht immer mehr überfiel – es gab auch allen Grund, sich für die in der Psychose getanen Dinge zu schämen - zu überwinden. Man muss der Scham in die Augen blicken, um sich schließlich darüber hinwegzutrusten. Genauso musste ich meine Lage erst akzeptieren und mich bewusst mit ihr auseinandersetzen, um Distanz zu ihr zu finden. Mittlerweile habe ich mich mit meiner Situation arrangiert. Was bleibt einem auch anderes übrig? Es kann sein, dass ich nie wieder arbeitsfähig werde, dass eine weitere Psychose auf mich zukommt, der Verlauf der Krankheit schlechter wird. Aber auch das Gegenteil könnte auftreten. Zweifellos will ich für alle Eventualitäten gewappnet sein.

Es gibt Grund zur Annahme, dass ich wieder arbeitsfähig werde: Die Starre, die ich nach meinem stationären Aufenthalt hatte, wird langsam besser - immer weniger

marschiere ich wie der „Terminator“, und laut meiner Freundin wird auch das Zittern weniger. Die Verzweiflung und die Hoffnungslosigkeit nehmen ab und ich kann vieles wieder genießen, so wie das Treffen mit meiner Freundin oder das Schaufenstershopping.

•

Ricarda und ich spazierten die Favoritenstraße entlang, kehrten in einem Kaffeehaus ein. Mein Verhalten wurde zunehmend bizarr. Ich bat die Kellnerin wieder mit Hinweis auf die Wahlen um einen Block Papier, den sie mir freundlich übergab und worauf ich die Telefonnummern aus meinem Handy handschriftlich kopierte. Ich löschte alle Nummern heraus, denn niemand brauchte zu wissen, mit wem ich in Kontakt stand. Nach und nach löschte ich auch alle Fotos. Sie waren nichtig und es tat gut, sich zu befreien von unnötigem Ballast. Ich ging möglichst unauffällig an den Billardtischen des Kaffeehauses vorbei, sperrte mich auf der Toilette hinten im Lokal ein und rief von Ricardas Handy aus wieder die Polizei an. Hierbei erzählte ich, mich von einem Zuhälterring verfolgt zu fühlen. Ich wollte mich erkundigen, was es ausmachte, dass den Beteiligten mein Nummernschild bekannt war, doch nach ein paar Sätzen brach ich in Tränen aus und legte auf. Meine Situation schien verworren. Ricarda war mit meiner Aufgelöstheit überfordert. Zwar bemerkte sie meinen Verfolgungswahn, doch sie wusste sich nicht zu helfen. Ich sagte, Natascha Kampusch würde heute noch nicht in Ruhe leben können, nicht wissend, was ich damit eigentlich meinte. Mir wurde zunehmend unwohl bei dem Gedanken, dass mein ehemaliger Professor zusätzlich zu dem Schrank diverse Elekt-

rokabel und – geräte inseriert hatte. Würde man damit Menschen belauschen und verfolgen können? Und wenn ja, was hatte das zu bedeuten?

•

Seit meinem Absturz habe ich bereits wieder zu arbeiten versucht, einen Monat lang bin ich einem Samstagsjob im Verkauf nachgegangen, wurde aber von der Firma leider nicht weiter übernommen. Selbst ein Tag in der Woche war zu viel Anstrengung, ich merkte selbst, dass ich langsamer arbeitete als meine Kollegen.

Davon erzähle ich in der heutigen Therapiestunde. Der „Themenkreis“, der Gruppentherapie gleichkommt, ist heute nur spärlich besucht, wodurch ich ausgiebig berichten kann, was mich beschäftigt. Meine Arbeits(un)fähigkeit beschäftigt mich immens - ich möchte Teil der Gesellschaft sein, meinen Beitrag leisten und Bestätigung erhalten. Der Therapeut scheint zu verstehen und auch Lena, die ebenfalls eine Psychose erlitten hat, nickt.

Druck ist sehr schlecht für diejenigen, die schon einmal eine Psychose durchgemacht haben. Oft geht man zurück in den Beruf und wird von einer weiteren Psychose eingeholt, sobald der Druck steigt. Deshalb versuche ich Druck momentan mit allen Mitteln zu vermeiden. Mein Vorsatz lautet, ich werde dann wieder arbeiten, wenn ich kräftig genug bin, ein paar Stunden zu putzen. Denn obwohl ich geistig schon wieder etwas fitter bin und z.B. mittlerweile wieder lesen kann – was lange Zeit gar nicht funktionierte - fühle ich mich noch sehr kraftlos: Nur mit Müh‘ und Not schaffe ich es, mein Stockwerk halbwegs sauber zu halten.

Wir beschlossen, in Ricardas Wohnung zu fahren. Ich fühlte mich erneut unsicher, die öffentlichen Verkehrsmittel zu benutzen, also nahm ich nicht wie Ricarda die Straßenbahn, sondern stieg in ein Taxi, wissend, dass ich kein Bargeld mehr bei mir hatte. Doch anstatt einen Halt beim Bankomaten einzulegen, meinte ich zu dem Taxifahrer, ich würde ihm das Geld später geben, es ihm irgendwo vorbeibringen. Schließlich drehte ich ihm meine Samsonite-Geldbörse an. Wütend meinte er, er müsse auch seine Rechnungen bezahlen, woraufhin ich so tat, als würde ich weinerlich werden, und er mir schlussendlich befahl, auszusteigen. Ich war zufrieden mit meiner Darbietung und spazierte das letzte Stück zu Ricardas Wohnung.

Vor ihrem Wohngebäude wehte eine weiße Plastiktasche im Wind. Ich trat die Tasche mit meinem rechten Fuß, erzählte später Ricarda, dass es kein Zufall war, dass die Tasche sozusagen auf mich gewartet hätte, für mich drapiert worden wäre. Ricarda wusste nicht, was sie davon halten sollte. Genauso wenig wusste sie damit anzufangen, dass ich sagte, ein schwarzes Auto hätte an der Straßenecke auf mich gewartet und dass wohl die Söhne des Professors dahinterstecken würden. Ich zog ihre Vorhänge zu, um den Signallichtern gegenüber, welche in Wahrheit Garagenlichter waren, zu deuten, dass ich nicht für Unterhandlungen bereit war: Der Professor ahnte wohl, dass wir guten Romanstoff hatten, und setzte daher seine Söhne auf uns an, die bestimmt mit den inserierten Elektrogeräten umzugehen wussten, dachte ich, also schaltete ich mein Handy aus und bat Ricarda, das Internet auszustecken, weil

ich nicht belauscht werden wollte. Hin und wieder machte ich das Handy jedoch an, um zu sehen, ob eine Nachricht für mich gekommen war, doch es tat sich nichts. Ich bildete mir gewissermaßen ein, der Professor und seine Söhne seien in der Nähe und würden darauf warten, dass ich hinauskam, um einen Deal zu machen was das Buch betraf.

Wir wurden hungrig und da Ricardas Kühlschranks nichts hergab, holte sie Kebab für uns. Als sie wieder zur Tür hereinkam, inspizierte ich das Essen genau, um sicherzustellen, dass es nicht verwirzt war. Hatte Ricarda etwa mit dem Professor oder seinen Söhnen gesprochen? Ich konnte es nicht wissen.

Ava, eine von Ricardas Freundinnen, kam zu Besuch. Sie hatte ein, zwei Nächte bei Ricarda übernachtet, um für ein Date in der Stadt zu sein. Ein Bekannter war extra aus Afghanistan angereist, um Zeit mit ihr zu verbringen. Deshalb wollte Ava ihm ein besonderes Abschiedsgeschenk geben und fragte uns um Rat. Welches parfümierte Tuch sollte sie in welcher Schatulle überreichen? Entschieden beriet ich sie und wie dieser Tage nicht anders zu erwarten, hörte sie auf mich.

Bevor Ava zu ihrem Besuch aufbrach, informierte ich sie darüber, dass der Professor oder seine Söhne vor der Tür warten könnten, woraufhin sie zwar etwas irritiert war, sich aber freundlich verabschiedete. Ricarda allerdings wurde immer unruhiger angesichts meines Verfolgungswahns. Wir versuchten zu schlafen, doch ich war nicht müde genug. Immer wieder kontrollierte ich verwirrt die gegenüberliegenden Garagenlichter. Ich schlüpfte zu Ricarda ins Bett, um sie bitten, ihr Handy auszuschalten, doch sie war in Textmit-

teilungen vertieft, also legte ich mich wieder ins Gästebett. Schließlich meinte Ricarda, sie komme gleich wieder, und verließ die Wohnung. Ich wartete eine Weile, doch sie kam nicht wieder. Also brach ich auch auf in das Treiben der Nacht. Ricarda indes hatte ihren Bruder kontaktiert, der den Psychosozialen Dienst gerufen hatte. Doch die Angestellten des PSD sollten eine leere Wohnung vorfinden.

Ich erinnere mich daran, dass ich eine Tasche füllte und Ricardas Diplomarbeit einpackte, die ich in unser Buch einfließen lassen wollte. Außerdem steckte ich eine Packung Maltesers ein. Als ich um zirka Mitternacht oder ein Uhr aus Ricardas Wohnung kam und um die Ecke auf den Gürtel ging, traf es mich wie ein Schock.

•

Vor der Psychose habe ich wie ein Vampir gelebt, habe die Nacht zum Tage gemacht und geschlafen, während die Sonne draußen war. Ich fuhr dann in die Stadt, wenn die andern von der Arbeit zurück in ihr Zuhause pendelten, und genoss die leeren Straßen. Nachts sollte ich heimfahren. In der Stadt traf ich Freundinnen, ging aus und tanzte durch die Clubs. Ich kostete die Freiheiten aus, die mir das Übersetzen gab. In meinem Psychologiestudium herrschte Stillstand und auch für den Interior Design Master, den ich begonnen hatte, tat ich nur wenig.

Dass ich durch meine Depressionen in der eigenartigen Doppelrolle der Patientin einerseits und der Psychologiestudentin andererseits war, das war eine Sache für mich; durch eine Psychose noch mehr auf die andere Seite zu geraten, war eine andere. Zu zeitweiliger Verzweiflung, Hoffnungslosigkeit und Schlaflosigkeit war das Verrücktsein

hinzugekommen. Ich war sprichwörtlich verrückt geworden, selbst wenn es nur drei Tage gewesen waren, in denen sich meine Wahrnehmung und mein Verhalten massiv verändert haben.

•

Plötzlich war da das Mädchen, das ich am Vortag am Straßenrand gesehen hatte gemeinsam mit ein paar jungen dunkelhäutigen Männern, zeigte auf mich und sagte „That’s the bimbo!“. Ich wollte andeuten, dass ich nicht alleine war und sagte schnell: „Are you looking for something? I’m looking for my friend!“, erwartete mir aber keine Antwort und spazierte weiter. Am Eck gab es eine Apotheke mit einer Notglocke, die ich daraufhin betätigte. Das Mädchen und alle Männer bis auf einen gingen weiter in ein nahegelegenes Lokal. Der Zurückgebliebene allerdings beobachtete mich. Die Notglocke erreichte niemanden und ich hatte Angst, also beschloss ich unter Leute zu gehen und stieg kurzerhand in den nächsten Nachtbus. Auch der Mann stieg ein. Es hagelte während dieser Busfahrt Hinweise und Signale. So sah ich ein Bett mit einer Schaufensterpuppe in einer Auslage und dachte, es sei ein Zeichen dafür, dass ich bald zu Schlaf kommen würde und auf dem richtigen Wege sei. Dann sollte ich eben der Lockvogel für den Zuhälter sein. Alles schien eine Anspielung, ein geheimer Gruß, speziell für mich und diese Schnitzeljagd drapiert worden zu sein. Überall sah ich mich portraitiert und alle kannten mich.

Ich fragte einen jungen Mann, wohin der Bus fuhr und er meinte: „Über die Donau“, ich sagte: „Toll, alles, was über der Donau ist, ist gut!“. Er lachte und ich lächelte weiters einer jungen Frau mit kurzen Haaren zu. Sie war bestimmt

wie alle anderen undercover unterwegs. Sie blickte genervt zurück, was ich als eine Bestätigung für ihr Under-Cover-Sein ansah, bestimmt wollte sie mich daran erinnern, unauffällig meine Fahrt fortzusetzen. Nun musste ich nur noch durchhalten. Der nächste würde dem vermeintlichen Zuhälter unbemerkt nachfolgen und den Kriminellen das Handwerk legen, doch wie lange musste ich nun tatsächlich ausharren? Ich stieg irgendwann aus dem Bus und ließ eine Tasche zurück. Eine andere ließ ich bei der Bushaltestelle stehen und deutete dem Busfahrer. Alles würde zurück an den Besitzer gehen, die nächsten würden sich um die Gegenstände kümmern, sie kannten mich doch alle und es schien ein abgekartetes Spiel zu sein, alles kam mir in diesem Augenblick wie abgesprochen vor. Inzwischen fand ich die Jagd lustig, es war ein amüsanter Versteckspiel, ich war Prinzessin und Narr zugleich. Mein schwarzer Hut passte perfekt zu dieser Rolle, ich glich ein wenig einer Vogelscheuche. Auch der dunkelhäutige Mann war ausgestiegen, mit ihm ein junger, kleinerer Mann, der ihm nachging. Es war also vollbracht.

•

Schon einmal habe ich etwas fälschlicherweise auf mich bezogen und als Signal angesehen: Sechs Jahre vor der Psychose, als ich schwer depressiv war, malte ich nachts an einem Bild, um mich abzulenken. Dabei hatte ich das Radio eingeschaltet. Es wurde nur langsam hell, da meinte der Moderator, an einem Tag wie diesem dürfe man seine Antidepressiva nicht vergessen einzunehmen. Ich fühlte mich persönlich angesprochen von dieser zutreffenden Aussage und rief meinen Vater an, um ihn zu fragen, ob er

dieses Zeichen aus Besorgtheit gesendet hätte. Er verneinte verschlafen und ich wunderte mich tatsächlich über diese Antwort.

Es gab auch direkte Vorzeichen für die Psychose, lange bevor sie ausbrach: Etwa eineinhalb Jahre zuvor begannen meine Ausdauer und meine Motivation, was das Übersetzen anging, abzunehmen, ich fühlte mich depressiv, grübelte zunehmend über meine körperlichen Veränderungen, wie meine Endometriose-Erkrankung, meine Schilddrüsenunterfunktion und den überdurchschnittlichen Druck auf meine Augen, den meine Augenärztin festgestellt hatte. Zudem wurde ich zunehmend befangen. Schon das Holen des Rezepts für meine Antidepressiva bei meiner Hausärztin kostete mich Überwindung.

•

Nachdem ich den Bus wieder verlassen hatte, kamen keine neuen Hinweise mehr. War es nun vorbei? Wohin sollte ich? Ich wollte entweder zur Polizei oder ins Krankenhaus. Irritiert klopfte ich an ein Fenster eines Gemeindeblocks, wo ich Licht sah, doch nichts tat sich. Also ging ich ein Stück weiter und kam zufälligerweise zu einer Polizeistation. Ich läutete und musste sehr lange warten, bis jemand die Tür für mich öffnete. Dem Beamten erzählte ich, ich hätte den Zuhälter herbeigelotst. Er fragte nach meinem Ausweis, nahm meine Personalien auf und meinte dann, ich könne gehen. Zwischendurch telefonierte er mit einem Kollegen und ich war davon überzeugt, die Konversation würde sich um mich drehen. Er entließ mich, was mich überraschte und noch heute überrascht und als Nächstes marschierte ich zu einer breiten, befahrenen Straße. Dort hielt ich es für

keinen Zufall, dass entweder ein Auto neben mir hielt oder eine Frau in ihr Auto stieg – ich erinnere mich leider nicht genau, welches von beidem der Fall war. Ganz selbstverständlich öffnete ich die Autotür und setzte mich auf den Beifahrersitz. Die Frau war augenblicklich entsetzt und aufgebracht. Auf ihre aufgebrauchten Worte antwortete ich (warum auch immer): „Ich blute! Zum Krankenhaus oder zur Polizei!“. Sie fragte, wo ich bluten würde, und ich deutete auf meinen Intimbereich und sagte „Hier!“. Sie fuhr los und brachte mich kopfschüttelnd und empört zur nächsten Polizeistation. Ich stieg aus, bedankte mich und ging zur nächsten U-Bahn-Station, wo ich eine der ersten U-Bahnen Richtung Michelbeuern nahm. Instinktiv zog es mich ins Krankenhaus. Im Eingangsbereich suchte ich die Toiletten auf, wo ein Schild hing, auf dem ungefähr geschrieben stand: „Bitte keine Gegenstände laut abstellen“. Ich sah dies als ein weiteres Zeichen und ließ meine Tasche ein paar Male auf den Boden fallen. Doch nichts tat sich. Also beschloss ich weiterzugehen. Ich wusste nicht, ob ich den Portiers trauen konnte, also versuchte ich, unauffällig an ihnen vorbeizugehen. Bald kam ich zur katholischen Kapelle des AKH. Ich setzte mich hinein, da erschien plötzlich eine Frau, die ich für Ricardas Mutter hielt. Endlich ein weiterer Hinweis! Sie lächelte mich freundlich an, ich grüßte sie, als würde ich verstehen, sie zündete eine Kerze an, verließ die Kapelle und ich folgte ihr unauffällig. Überall gingen oder standen Menschen, ich wurde überflutet von Hinweisen. Alle waren sie Marionetten und sollten mir den Weg deuten. Wann auch immer jemand knapp an mir vorbeiging, folgte ich der Person ein Stück weit. Schließlich nahm ich

den Lift zur Psychiatrie. Dort angekommen fragte ich bei der Anmeldung, ob Ricardas Mutter anwesend sei. Die Schwester sagte, es gäbe nur einen Herrn Wagner und der wäre gerade nicht da. Leider zog ich daraufhin von dannen.



Bereits im Alter von ca. zehn Jahren berichtete ich der Schulärztin von einem Kloß im Hals. Jeden Morgen war da ein großer Kloß in meinem Hals, noch heute kann ich mich an das Gefühl erinnern. Die Ärztin verschrieb mir daraufhin homöopathische Schultropfen und meinte, ich solle früher ins Bett gehen. Es wurde jedoch nicht besser, erst nach ein paar Monaten hatte die Zeit ihren Beitrag geleistet und mich von der depressiven Verstimmung geheilt. Meine erste richtige Depression hatte ich im zarten Alter von sechzehn Jahren. Damals machte ich meine Hausübungen oft um sechs Uhr morgens im letzten Moment, weil ich mich am Vortag nicht konzentrieren konnte. Ich konnte nur drei, vier Stunden am Stück schlafen, meist in Etappen - drei Stunden nachts, drei Stunden am Nachmittag. Schon bald erlebte ich meine erste Panikattacke, nicht wissend, was mit mir geschah, nachts, als ich verzweifelt und todmüde versuchte, einzuschlafen. Schließlich vertraute ich mich meiner Mutter an, die meinte, was ich erlebt hatte, wäre eine Panikattacke gewesen, und dass wir zur Psychologin schauen könnten, sofern sich der Vorfall wiederholen würde. Doch ich wollte mich keiner fremden Person anvertrauen und bis zu meiner nächsten Panikattacke vergingen Jahre. Im Psychologieunterricht am Gymnasium hatte ich schon einiges über das Thema Depression gelernt und ausgehend von den Episoden meines Vaters gierig aufgesogen. Ich wusste demnach, was

mit mir los war, besorgte mir daher rezeptfreie, pflanzliche Mittel, ein Johanniskrautpräparat, und nahm dieses im Übermaß, was zur Folge hatte, dass ich ein paar Jahre später an Vitiligo, der Weißfleckenkrankheit, erkranken sollte.



Ich war einerseits müde, andererseits konnte ich es nicht mehr ertragen, dass alles Referenzen an mich darstellte, also beschloss ich in ein mir bekanntes Hostel im zehnten Bezirk zu fahren. Wieder nahm ich die U-Bahn. Auf meinem Weg kam ich etwas später an einem Markt vorbei, wo ich Bananen kaufte. In einer nahegelegenen Bank hob ich Geld ab, einer der Söhne des Professors beobachtete mich dabei. Ich lächelte ihm wissend zu, keine Reaktion. Im Hostel bezahlte ich vorweg bar und musste ein wenig auf mein Zimmer warten, daher legte ich mich auf eines der Sofas neben dem Eingangsbereich. Dort schloss ich meine Augen, meine Wahrnehmung erschien mir geschärft, die Stimmen der anderen zischten in meinen Ohren. Ich nahm Geräusche und Farben ungewöhnlich intensiv wahr. Da hörte ich die Wortfragmente „Das ist sie!“ und glaubte, die Söhne des Professors seien nun im Hostel angekommen. Doch ich war zu müde, um mit jeglichen Verhandlungen zu starten. Lieber ließ ich meine Augen geschlossen und versuchte zu schlafen. Doch es klappte nicht. Als ich die Augen wieder öffnete, waren der junge Mann und sein(e) Begleiter verschwunden (sicher würden sie sich im Nebenraum bzw. ums Eck aufhalten) und ich fragte, ob ich mein Zimmer schon beziehen könne, und da das Mädchen an der Rezeption wohl nicht glücklich darüber war, dass ich mich alternativ wieder aufs Sofa legen würde, überreichte sie mir die Zimmerkarte.

Zum Glück hielt ich den Aufenthalt eines jungen Asiaten für zufällig, ich grüßte ihn lediglich, ging dann ins Bad und versuchte danach abermals zu schlafen. Bald verließ der Asiate das Zimmer und ich aß eine der Bananen (nach Langem wieder eine Mahlzeit), öffnete das Fenster und legte die Schale dann, warum auch immer, auf das Fensterbrett draußen. Nach einer Weile war aufgeregtes Gerede in einer mir unbekanntem Sprache zu hören und schon bald war die Bananenschale verschwunden. Für mich war das wiederum eine Bestätigung dafür, dass ich verfolgt wurde, dass höchstwahrscheinlich die Söhne des Professors und vielleicht der Professor hier waren.

Sophia hatte inzwischen im Hostel angerufen, um sich nach mir zu erkundigen. Man sagte ihr, ich würde schlafen, sie hinterließ im Anschluss ihre Telefonnummer. Ich schlief kaum. Stattdessen fühlte ich mich in dem äußerst hellhörigen Raum von den nach innen dringenden Geräuschen zunehmend belästigt. Wollten mich die Söhne des Professors etwa durch eine Geräuschmaschine dazu bringen, mich zu ergeben? Hatte sich Ricarda etwa bereits auf Verhandlungen, was das Buch betraf, eingelassen? Ich aber würde durchhalten. Ein junger Mann mit einer Kapuze am Kopf – sicherlich der jüngste der Söhne des Professors – betrat den Raum und sah mich an, sagte nichts. Ich drehte mich genervt im Bett um, um dann, nachdem er das Zimmer wieder verlassen hatte, das Kabel, das er auf das gegenüberliegende Bett gelegt hatte, auf dem äußeren Fensterbrett zu deponieren. Wieder folgte aufgebrachtes Gerede in einer Fremdsprache, ich ließ mich aber nicht davon stören. Stattdessen legte ich etwas später einige der Zettel, auf denen ich

im Kaffeehaus Notizen gemacht hatte, vor die Türe. Nach ein paar Minuten waren diese sowie das Kabel verschwunden. Es war nicht zu fassen. Ich dachte, man hätte selbst im Hostel keine Ruhe.

•

Auf der Geschlossenen wandern Patienten durch die Gänge wie Zombies. Einer vollgedröhnter als der andere, der Bauch ragt hervor wegen der Medikamente, die Kilos werden von Woche zu Woche mehr. Als ich auf die Geschlossene kam, hatte ich Gespräche mit Anwälten, an die mich beim besten Willen nicht erinnern kann. Ich erinnere mich aber an mitleidsvolle Blicke seitens der Anwälte, ich selbst nickte bloß, ließ alles mit mir geschehen. Es gab einen Mann, der angeblich, als ich nicht dabei war, das Messer zückte, um damit zu prahlen. Einige Patienten schienen sich unsicher gefühlt zu haben, denn bald drang die Information zu den Schwestern durch und ihm wurde das Messer abgenommen. Er erzählte mir, er sei Koch für einen Star gewesen, und nannte mich und meinte Mutter gutaussehend. Ständig machte er anderen Geschenke, die sie ihm zurückgaben, also gab auch ich ihm den Stein retour, den er mir übergeben hatte.

Nach ein paar Wochen kam ich von der 3er Station auf die 2er, den Bereich der Psychiatrie, der nicht mehr als geschlossen gilt. Hier spielen Depressive mit Alkoholkranken „Mensch ärgere dich nicht“, zur Weihnachtszeit werden u.a. Kekse gebacken, wie ich die Erfahrung machte, und es wird unendlich viel geraucht. Ich durfte mit einer zweiten Patientin, Laura, schwer depressiv, spazieren gehen. Lauras Depressionen hatten damit begonnen, dass sich ihre

beste Freundin von ihr abgewandt hatte, ein Grund, der bei Vielen auf Unverständnis stieß.

•

Auf einmal betrat ein dunkelhäutiger Mann das Zimmer und sagte, Sophia hätte angerufen. Nun war also auch sie in die Verhandlungen und das ganze Treiben einbezogen worden. Ich war fassungslos. Der Mann ebenfalls, denn ich hatte ein Zelt aus der Decke und dem Polster gebastelt. Etwas später rief ich in den Gang: „Ricarda, zuerst will ich etwas essen!“. Ich sollte noch ein paar solcher skurriler Ausrufe von mir geben, bis schließlich nach einer Weile zwei Männer in das Zimmer kamen und meinten, ich müsse gehen. Ich hatte mich inzwischen umgezogen und mir ein Shirt, statt es anzuziehen, um die Brust gebunden. Wie stolz ich auf mein Werk war! Ich wollte mich mit den Flüchtlingen, die 2015 ins Land geströmt waren, solidarisch zeigen. Man hatte inzwischen auch Sophia verständigt, dass ich aufgewühlt sei, und sie meinte sofort, sie würde kommen.

Als Sophia das Hostel betrat, saß ich lachend auf dem Sofa des Eingangsbereiches. Einer der Angestellten bewachte mich. Ich hatte meine Buchidee zu einem Filmprojekt weiter ausgesponnen und dachte, der Professor würde mit seinen Söhnen ums Eck filmen – wenn nicht, zumindest den Ton aufnehmen. Also ließ ich meinen Wortspielen freien Lauf und riss einen Witz nach dem anderen, sagte viele distanzlose Dinge zu dem Angestellten, die er teilweise auch immer wieder witzig fand. Das rote Samtsofa war meine Kabarettbühne – wie passend, dachte ich. Da erblickte ich Sophia und mit ihr die Polizei. Sophia

fragte, ob dies wirklich notwendig sei, der Angestellte sagte: „Ja!“. Die Polizisten machten des Weiteren ein paar Kommentare, die darauf hinausliefen, dass ich Drogen genommen hätte. Sophia verneinte dies vehement. Ich musste mit auf die Polizeistation, Sophia begleitete uns. Dort angekommen folgten die nächsten Fehlschlüsse. Ich meinte, die Söhne des Professors seien wiederrum im Raum nebenan, und ordnete alle Telefonate der Filmproduktion bzw. mir zu. Man würde mit dem Bürgermeister meiner Stadtgemeinde telefonieren, mit meinen Eltern und meinen Bekannten. Tatsächlich rief die Polizei meinen Vater an und bat ihn, mich abzuholen. Ich erinnere mich daran, wie ein Kind vor mir zurückwich, die Begleitperson, die am Schalter tätig war, legte beschützend ihren Arm um das Kind, ich erschrak in diesem Moment vor mir selbst und wusste, ich muss mich mit meinem Verhalten zurücknehmen. Sophia und ich saßen eine Stunde auf der Polizeistation, bis mein Vater kam, weiß im Gesicht. Ich hatte Sophia gefragt, wohin es gehe, und sie hatte gemeint: „Nach Flo..do“ nicht wissend, was sie sagen sollte. Ich hatte geantwortet: „Nach Florida?“ und sie hatte genickt. Nicht so gut wie Hollywood, dachte ich, aber unser Film würde es schon noch bis dorthin schaffen. Wir fuhren tatsächlich Richtung Flughafen, ich hielt keines der Autos, das uns passierte oder das wir überholten, für Zufall. Alle waren ein Wink, ein Anhaltspunkt. Dies sagte ich u.a. meinem Vater, er wusste nicht, was er antworten sollte. Schließlich sprach er: „Wir fahren nicht zum Flughafen, wir fahren nachhause, wir müssen Fridolin füttern“. Ich musste lachen und antwortete: „Nein, wir müssen zum Flughafen. Jens (mein Cousin, ein Pilot) wartet

auf uns. Im Flugzeug gibt es dann ein saftiges Schnitzel für uns, ich weiß es mit Sicherheit.“

Mittlerweile ging ich bereits von einer Live-Übertragung ins österreichische Fernsehen aus: Was ich jetzt von mir gebe und tue, wird im nächsten Augenblick jedem bekannt sein. Jedes Auto nahm ich wie eine Kamera wahr, daher konnte ich mich nicht wieder komplett anziehen, sondern schloss einfach Sophias Jacke, die sie mir auf der Polizeistation gegeben hatte, um angezogen im Bild zu sein. Ich musterte die Gegenstände, die ich noch bei mir hatte, aus, es war eine wunderbare Befreiung! Das Handy würde ich nicht mehr brauchen, im Flugzeug wartete bereits ein besseres und neueres Modell, ebenso würde ich meine Bankomatkarte nicht mehr brauchen und einen Ausweis sowieso nicht, denn mich kannte ohnehin bereits die ganze Welt. Mein Vater hatte unterdessen sein Handy im Auto fallen gelassen, es lag nun unter dem Sitz – was mir sehr recht war: Er würde sich ansonsten vielleicht zu Verhandlungen hinreißen, überreden lassen.

•

Im ersten Jahr nach der Psychose tat ich nichts lieber als schlafen. Denn im Schlaf war ich „normal“. In meinen Träumen fühlte ich mich gesund und wohl. Ich erlebte viel Aufregendes, sah Johnny Depp in die Augen, shoppte durch die Einkaufsstraßen der Metropolen und spazierte durch riesige, leuchtende Nachtclubs. Ich schwamm durch Thermen, die gleichzeitig All-Inclusive-Clubs waren, und durchstöberte Flohmärkte voller interessanter Gegenstände. Oft war ich auf Flughäfen, unsicher, ob ich meinen Flug noch erwischen würde, ob ich ein Ticket bzw. Geld dafür

hätte. Manchmal waren es Schulausflüge, wobei meist auch meine Kusine anwesend war.

Der Moment, in dem man wach wird, ist unbeschwert und schön. Doch eine Sekunde später kommt die Erinnerung zurück und ich erinnere mich dann mit voller Wucht an meine jetzige Situation, die Arbeitsunfähigkeit und an das Kranksein.

•

Ich überlegte, wer schon geschickt worden sein könnte, um mit mir zu unterhandeln. Aus irgendeinem Grund vermutete ich Häupl auf dem Weg zu uns und ging darüber hinaus davon aus, dass ein Hubschrauber über uns flog. Wurde bereits live in die Welt übertragen?

Plötzlich wurde mir bewusst, dass wir am Flughafen vorbeigefahren waren. Etwas später, in unserer Heimatstadt angekommen, stieg ich, als mein Vater erstmals etwas langsamer fuhr, aus dem Auto. Ich versteckte mich hinter Autos und nahe einer Hausmauer und hängte meinen Vater schließlich erfolgreich ab. Es war bereits finster geworden. Bald bemerkte ich Menschen aus einem Haus kommen und ich fragte, ob ich deren Toilette benutzen dürfe. Die junge Frau willigte ein, ich nehme an, sie dachte zu dem Zeitpunkt, ich sei betrunken, weil ich mich komplett distanzlos verhielt: Sie zeigte mir das WC, ich legte Sophias Jacke auf einem Wäscheständer ab, ging aufs WC, im WC-Raum legte ich diverse Zettel in den Stapel Handtücher, den ich vorfand. Wieder eine Befreiung! Wahrscheinlich liegen sie noch heute dort. Dann streichelte ich den kleinen Hund der Familie, wollte weiters eine andere Jacke, die Sophias Modell recht ähnlich war, mitnehmen, doch die junge Frau

hielt mir Sophias Jacke wieder entgegen und ich verließ schließlich das Haus, um mich unter dem Carport neben diversen Mülltonnen zu verstecken. Da kam ein Taxi und hielt vor dem Haus – ein Angehöriger oder Bekannter war gekommen, ich fragte ihn, ob er mich zum Flughafen bringen könnte, er verneinte und unterhielt sich mit den Familienmitgliedern. Als Nächstes rief ich die ältere der beiden Frauen zu mir und sagte, dass Norbert Hofer nicht zufällig wie der Diskounter heiße. In dem Moment dämmerte es mir: War alles eine große Lüge, ein Betrug, hinter den ich gekommen war? Waren mir deshalb alle auf der Spur?

Ich saß noch eine Weile unter dem Carport, bis schließlich die Polizei kam. Sie sprachen mit der Familie und gingen dann auf mich zu, um mich zu fragen, ob ich Drogen konsumiert hätte. Ich verneinte und kam mit der Polizei widerstandslos mit aufs Revier. Dort wurde ich vernommen und ich fing an, mich nach fast jedem Satz zu räuspern und mir immer wieder die Kapuze über den Kopf zu ziehen. Die Polizei fragte wiederholt, ob ich denn unter Drogen stünde. Ich war unsicher, da eine Kamera im Raum stand, die Beamten versicherten mir, sie sei ausgeschaltet, ich tat mir schwer, das zu glauben. Man fragte mich nach der Telefonnummer meiner Eltern. Die meines Vaters konnte ich nicht auswendig nennen, sie fragten und fragten danach, doch ich konnte die Nummer nicht reproduzieren. Ich bildete mir in meinem Größenwahn ein, wenn ich die Nummer aufsagen könnte, würde mir mein Psychologiestudium als abgeschlossen angerechnet werden. Die Nummer meiner Mutter wusste ich, also konnte sie angerufen und hergebeten

werden. Mein Vater musste von zuhause geholt werden. Bleich und unsicher kamen die beiden aufs Revier, sie versanken bei meinen distanzlosen Kommentaren wiederholt im Boden. Der diensthabende Arzt, ein Verwandter, erschien und fragte mich, was ich dazu meinen würde, wenn wir ins Krankenhaus fahren würden und ich dachte, das wäre ein guter Zwischenstopp, um eine Runde in Ruhe zu schlafen und willigte ein. Ich benutzte das WC der Polizeistation, meine Mutter begleitete mich und wollte mich davon abbringen, das dort stehende Damenparfum zu verwenden. Ich allerdings dachte, es stünde wie das meiste für mich drapiert da – alles gehört mir, bald oder jetzt.

Wie ich spürte, legte sich nach und nach die Anspannung der Verunsicherten. Die Rettung brachte mich ins KH, wobei ich mich auf der Fahrt wieder übergeben musste. Ich fragte den Sanitäter, der in sein Handy starrte, ob man denn während der Arbeit aufs Handy schauen dürfe, weitere distanzlose Kommentare sollten dann erst im Krankenhaus folgen. Ich erinnere mich daran, dass sich meine Mutter für mein Verhalten entschuldigte. Man fragte mich: „Hören Sie Stimmen?“ und ich antwortete: „Ihre und meine Stimme.“ Dann nahm ich an, mir würde Blut abgenommen werden, doch man verabreichte mir Beruhigungsmittel - ich ließ daraufhin alles mit mir machen. Ich duschte, legte mich ins Bett meines Einzelzimmers und schlief letztlich tief ein. Mein Aufenthalt in der Psychiatrie sollte fünf Wochen, bis zum 23.12., dauern.

•

Immer wieder auf Neue schockiert muss ich feststellen, dass meine Lebenspläne durchkreuzt wurden. Nie habe ich

mir vorstellen können, dass mein Leben so aussehen würde. Ich hatte zwar keine Vorstellung, keinen Begriff davon, wo ich im Leben mit Anfang 30 sein wollte, doch nun eine Einrichtung für psychische Kranke zu besuchen, erschüttert mich und nimmt mir Selbstvertrauen, zumal meine bisherigen Depressionen maximal ein halbes bis dreiviertel Jahr andauerten und es mir nun eineinhalb Jahre nach der Psychose noch immer schlecht geht und ich geschwächt bin.

Etwa drei Prozent der Bevölkerung erfahren eine Psychose. Irgendwer muss diese drei Prozent eben konstituieren - dies ist die Konklusion, zu der ich komme, wenn ich mir lange genug den Kopf über meine Situation zerbreche.

